

Wiesbadener Tagblatt.

41. Jahrgang.

Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis: 50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben zusammen. — Der Bezug kann jederzeit begonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:

Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen 15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. — Reclamen die Zeile für Wiesbaden 50 Pfg., für Auswärts 75 Pfg.

No. 506.

Sonntag, den 28. Oktober

1893.

Für die Monate November und Dezember!

Der Bezug

des in zwei Ausgaben erscheinenden

Wiesbadener Tagblatt

täglich bis zu 100 Quartseiten

mit seinen 7 Gratis-Kinder-Beilagen

(darunter die „Illustrirte Kinder-Zeitung“)

monatlich 50 Pfennig

kann jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.

Jetzt schon neu eintretende Besucher erhalten die bis zum 1. November erscheinenden Nummern unentgeltlich.

Volkswirtschaftliche Plaudereien.

IV. Rente.

In einem früheren Aufsatze haben wir den Begriff Arbeit definiert als die Einwirkung der menschlichen Energie auf Gegenstände der Natur. Diese natürlichen Gegenstände sind entweder Produkte des festen Landes oder des Wassers, also Pflanzen, Land-, Fluss- und Seefische, Erze, Mineralien u. s. w.; sie sind sämmtlich Gegenstände unserer Erde, und die Volkswirtschaft bezieht sie daher alle unter der Bezeichnung: Land. Da nun zu aller Gütererzeugung sowohl Arbeit als Land unerlässlich ist; da ohne das Zusammenwirken Beider keine Verthe (wealth) erzeugt werden können, so gewährt Land oder Grundbesitz dem Eigenthümer derselben ein Einkommen, welches die Rente oder der Pachtzins genannt wird. Denn kein Grundbesitzer wird die Ausnutzung seines Eigentums einem Anderen ohne Entschädigung überlassen, diejenigen Fälle ausgenommen, in welchen die natürliche Fruchtbarkeit des Landes eine so niedrige ist, daß sie nur knapp hinreicht, um aus dem Ertrage die notwendigen Lebensbedürfnisse des Arbeiters oder Behauers zu bestreiten. Hiermit folgt, daß es in dichtbesiedelten Ländern an vielen Orten bebaut, aber wenig fruchtbares Land geben muß, das seinem Besitzer keine Rente einträgt, und daß die Rente derjenigen Theil des Ertrages ist, welchen fruchtbareres oder besser gelegenes Land über den Ertrag des unfruchtbareren oder am schlechtesten gelegenen angebauten Landes abwirft. Dieser Ueberschuß heißt Rente und ist der dem Grundbesitzer zufallende Antheil an der Gütererzeugung; der Rest des Ertrages zerfällt in Zinsen auf das an der Gütererzeugung betheiligte Kapital und in Löhne. Die Rente steigt oder fällt daher im direkten Verhältnisse zu der größeren oder geringeren Ergiebigkeit des Bodens bei sonst gleichem Aufwand von Arbeit.

Landbesitz ist seiner Natur nach ein Monopol, denn die Menge des kulturfähigen Landes ist beschränkt, auf der ganzen Erde sowohl, wie in jedem einzelnen Gemeinwesen. Jemand, der alles kulturfähige Land der Erde oder eines Staates besäße, könnte für die Ausnutzung desselben die denkbar höchste Rente verlangen, welche der Arbeiter bei Höchster Arbeitsleistung zu zahlen im Stande oder Willens wäre. Thatsächlich ist die Tendenz der Rente jederzeit und allerorten, sich dieser Grenze zu nähern, mithin den Antheil der Arbeit am Ertrage des Bodens auf das niedrigste mögliche Niveau herabzudrücken. Je mehr die Rente, ceteris paribus, steigt, desto weniger bleibt für Arbeitslohn übrig, und umgekehrt muß, ceteris paribus, die Rente fallen, je mehr der Arbeitslohn in die Höhe geht. Beide Erscheinungen hängen eng miteinander zusammen: sie sind Wirkungen der nämlichen Ursache, denn die Rente steigt, sobald schlechteres Land in Kultur genommen wird, als das schlechteste bisher in Kultur befindliche Land, was aber nur geschieht, wenn die Löhne fallen, d. h. mit andern Worten, wenn die Lebenshaltung der Arbeiter sich verschlechtert. Die Lebenshaltung der Arbeiter verschlechtert sich, d. h. die Löhne fallen, bald und weil die Zahl der Arbeiter sich vermehrt und weil die Ergiebigkeit des schlechtesten oder am ungunstigsten gelegenen angebauten Landes, das keine Rente einträgt, einen annähernd richtigen Maßstab für die Durchschnittshöhe der Löhne abgibt. Hier ist also der springende Punkt, der die Durchschnittshöhe aller Löhne bestimmt, denn alles Kapital und mithin der gesamte wagen-land entstammt in letzter Instanz dem Boden, ist der nicht verbrauchte Ueberschuß aus dem Ertrage des Bodens und wird desto größer sein, je größer dieser Ertrag war. In der Hand der Arbeiter liegt es, wie viel von diesem Ertrage einem jeden von ihnen durchschnittlich zu fallen soll; sie können sich weigern, ihre Lebenshaltung zu verschlechtern, oder sie können deren Besserung erzwingen, allein sie werden Bedeck nur dann durchsetzen vermögen, wenn sie auf unbeschränkte Fortpflanzung verzichten und ihre Zahl nicht schneller zunimmt, als die Ergiebigkeit des Bodens, resp. hinter derselben zurückbleibt. Sobald eine Ueberbevölkerung eintritt, welche die Konkurrenz der Arbeiter

untereinander auf die äußerste verschärft, wird jede Rente gezahlt werden, bei der der Arbeiter überhaupt noch bestehen kann; die Rente wird bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit steigen und dem Arbeiter nur noch das armseligste Auskommen lassen: Hungerlöhne, die kaum noch hinreichen, um Leib und Seele zusammenzuhalten.

Wir können nunmehr unsere Untersuchung über das Wesen der Rente in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Rente ist derjenige Ueberschuß, welcher nach Abzug von Lohn und Zinsen aus dem Ertrage des Bodens übrigbleibt und die Entschädigung des Grundbesizers für die Ausnutzung seines Landes bildet.
2. Die Rente steigt und fällt im direkten Verhältnisse zu der Produktivität des Landes.
3. Sie steigt oder fällt im direkten Verhältnisse zu der Zu- oder Abnahme der Bevölkerung und, daher wird
4. Die Höhe der Rente einerseits durch die Ergiebigkeit oder sonstige Fruchtbarkeit des Bodens, andererseits durch die durchschnittliche Höhe der Arbeitslöhne bestimmt, deren Fixierung in der Gewalt der Arbeiter liegt und deren Maßstab die Ergiebigkeit des schlechtesten oder am ungunstigsten gelegenen bebauten Landes ist, das keine Rente einbringt.

Daß die Rente noch in keinem Lande der Welt, mit Ausnahme einiger vereinzelten Fälle, wie die der irischen Getreides, der indischen Opium- und der italienischen Metaphers, jene äußerste Grenze der Möglichkeit aus nur annähernd erreicht hat, von welcher vorhin die Rede war, findet eine Erklärung darin, daß in sämmtlichen civilisirten Staaten noch lange nicht alles kulturfähige Land in Kultur genommen ist, daß vielmehr überall noch weite, mehr oder minder fruchtbare Landstriche brachliegen. Noch ist kein Land an der Grenze der Ertragsfähigkeit seines Bodens angekommen; noch ist in keinem Lande die Menge der Bewohner auf die äußerste Zahl gestiegen; über-welche hinaus eine weitere Vermehrung nicht möglich wäre. Ein weiterer Grund ist, daß Land, obwohl seiner Natur nach ein Monopol, gleichwohl unter eine so zahllose Menge größerer und kleinerer Besitzer vertheilt ist, daß die Bildung eines Land-Truists ansehnlich oder gegenwärtigen Möglichkeiten liegt und die Besitzer sich wechselseitig in der Nachfrage nach Arbeitern Konkurrenz machen. Denn die Konkurrenz ist niemals einseitig, sie besteht aus einem doppelten Wettbewerb, auf Seite der Käufer oder Arbeitgeber ebenso gut, als auf Seite der Verkäufer oder Arbeitnehmer, weshalb auch jede, sei es absolute, sei es relative Verminderung der Zahl der Arbeitnehmer eine Steigerung der Konkurrenz bei den Arbeitgebern heroorrufen muß.

Es soll darum aber nicht gelungnet werden, daß in einzelnen Fällen schon heutzutage ein Zustand des Grundbesitzes vorhanden ist, der in Wirklichkeit einem Monopole sehr nahe kommt: ich meine die Höhe der Rente in den großen Städten, an den Mittelpunkten der Industrie, des Bankwesens und des Waarenverkehrs, wo der Werth der Grundstücke schon jetzt ein außerordentlich hoher ist. Allein jeder Fortschritt in der Civilisation und Technik, besonders in den Verkehrsmitteln, die Anlage von Straßen und Eisenbahnen, der Bau von Brücken und Dampfschiffen, elektrische und andere Straßenbahnen u. s. w., ferner die Vervollständigung des Post-, Telegraphen- und Telephonwesens, endlich jede Verminderung der mit diesen Einrichtungen verbundenen Kosten, hat die Tendenz, die Bodenwerthe unter einander auszugleichen, indem dadurch immer entfernter gelegenes Land in den Bereich des Gesamtverkehrs gezogen und dessen Werth auf Kosten des näher gelegenen Landes vergrößert wird. Allerdings vermehrt jeder Fortschritt, zumal auf technischem Gebiete, den Werth des Landes im Allgemeinen; er verhindert aber zugleich, solange überhaupt noch freies Land vorhanden ist, daß derselbe, und mit ihm die Rente, an besonders vorteilhaft gelegenen Orten ins Ungemeine steige.

Aus den bisherigen Ausführungen dürfen wir übrigens denn, wie ich glaube, berechtigten Schluß ziehen, daß, wenn auch alles Land einer Nation jemals thatsächlich monopolisirt würde, sei es von einem einzigen Bunde von Grundbesitzern, sei es von mehreren, die Arbeiter gleichwohl ihr Loos in ihrer eigenen Hand behalten würden. So lange ihre Zahl hinter dem Bedarf an Arbeitern zurückbleibt, so lange nicht politischer Despotismus sich mit dem wirtschaftlichen verbande. Denn der Grundbesitzer wie der Kapitalist sucht, der Eine besitzend die höchste Rente, der Andere besitzend die höchsten Zinsen aus seinem Besitze zu ziehen, was Beide nur mit Hilfe der Arbeit vermögen; wenn also der größte mögliche Arbeitsaufwand nicht genügt, um alles Land und alles Kapital, wie der heutige Ausdruck lautet, zu fruchtbar zu machen, so wird immer ein Ueberschuß von Land und Kapital zurückbleiben, welcher nach Arbeit sucht, und der von diesem Ueberschuß gebotene Lohn wird für die Höhe sämmtlicher Löhne maßgebend sein. Gustav Müller.

Politische Tages-Bundschau.

— Wie selbst die kleinsten Nationalitäten im bunt zusammengewürfelten österreich-ungarischen Kaiserstaat fortgesetzt bemüht sind, ihren Sonderstandpunkt zu wahren, das beweist wieder einmal die Thatsache, daß in Budapest zur Audienz beim Kaiser eine kroatische Deputation der Agrarproleten zugelassen werden wollte, um eine Adresse mit der Bitte um Befreiung des Agrarproleten durch einen Kroaten zu überreichen. Der Kaiser empfing diese Patrioten jedoch nicht und ließ ihnen durch den Sektionschef Papay erklären, daß er der Beilichkeit nicht gestatte, sich in solche Dinge zu mischen, und daß er sich nicht durch Demonstrationen beeinflussen lasse. Jorum im Herzen ist die geistliche Deputation daraufhin wieder abgezogen.

— Minister- und Ermittlerreden und Kundgebungen stehen eben in Italien wieder auf der Tagesordnung, und sie verdienen auch bei uns einige Aufmerksamkeit, da zu-mehrst Fragen gestellt werden, welche jeden der Dreißigstaaten besonders interessieren müssen. Soeben hat nun in Turin bei einem großen Banquet der piemontesischen Deputirten auch der Ministerpräsident Giolitti eine große Rede „geschwungen“, worin er sich gegen den Inhalt eines Briefes seines Vorgängers Rudini an die Wähler wandte. Rudini habe das Ministerium mit berechneter Festigkeit angegriffen. Bezüglich der an der Militärfrage geübten Kritik sei er (Giolitti) fest überzeugt, daß das Parlament nicht die eigenen Beschlüsse in der Frage aufheben werde. In Betreff der Finanzgen sei er mit Rudini darin einig, daß es Pflicht sei, das Gleichgewicht im Budget alsbald herbeizuführen, sich der Aufnahme von Anleihen im Umstände zu enthalten und außer auf Ersparungen auch auf Erhöhung der Einnahmen bedacht zu sein. Eine Meinungsverschiedenheit bestehe bezüglich der Ausführung. Das jetzige Kabinett habe neue Ersparnisse gemacht und die im Budget vorgesehene, aber von den Vorgängern nicht realisirten Ersparungen durchgeführt. Auf das frühere Kabinett falle die Verantwortung, wenn im Budget für 1894/95 die unerhörte Ziffer von 28 Millionen Mehrausgaben gegen 9 Millionen Ersparnisse figurirten. Das gegenwärtige Kabinett habe sich im Gegentheil nicht damit begnügt, Ersparungen ins Budget einzuführen, sondern habe sie auch erstlich durchgeführt. Das jetzige Ministerium habe nicht einen Kilometer Eisenbahn neu begonnen und sich lediglich darauf beschränkt, die früher begonnenen Arbeiten zu bezahlen mit Beiträgen, die für neue Bauten bestimmt waren, Giolitti widerlegte sodann die Einwendungen Rudinis gegen die von ihm in dem Programm von Dronero dargelegten finanziellen Vorschläge. Er hätte erwartet, von Rudini bekämpft zu werden; aber er habe nicht erwartet, daß Rudini von einer Verschlechterung der Budgetverhältnisse sprechen würde, denn seit zehn Jahren seien keine so günstigen Resultate gewesen wie diejenigen des Budgets von 1892/93. Warum also von einer Verschlechterung der Budgetverhältnisse sprechen und durch unwahre Behauptungen die Feinde im Innern und im Ausland unterhalten, welche gegen den italienischen Kredit einen sehr ungerechten Krieg führten? Auf den rethorischen Theil des Programms werde er Rudini nicht folgen. Gegenüber Rudinis finanziellen Vorschlägen und administrativen Reformen frage er, warum Rudini während seiner Regierung nichts von alledem dem Parlament vorgelegt habe. Darauf wies Giolitti lebhaft die Behauptung Rudinis über die Bantrage zurück und schob die Verantwortlichkeit in der Frage auf das Kabinett Rudini. Die Erklärung für die ungenügende Festigkeit des Angriffes finde man, wenn man Rudinis Aeußerungen über die politischen Parteien betrachte. Für eine Partei, wie die Rechte, die eine so große Vergangenheit habe, sei es demüthigend, sich durch einen Führer besawovirt zu sehen, der sage, es gebe keine Rechte mehr. Giolitti fügte hinzu: Das schmerzliche Schauspiel muß unsere Partei von der Nothwendigkeit überzeugen, ihre Reihen fester zu schließen, sich gegen Nachstellungen zu sichern, die zur Spaltung führen; es muß uns lehren, energisch an der Restauration der ökonomischen Lage des Landes zu arbeiten und Thaten den Worten entgegenzusetzen.

Deutsches Reich.

* Berlin, 28. Okt. Von zweifelhafte Seite wird gemeldet, daß das kaiserliche Militärkabinett auf allerhöchsten Befehl um Uebernahme der Aften nach Erledigung des Hannoverischen Spielprozesses dem Justizministerium nachgeschickt hat. Der Kriegsminister hat in der gleichen Angelegenheit dem Kaiser einen längeren Vortrag gehalten. Es sollen durchgreifende Maßnahmen gegen die im Offizierskorps herrschende Spielplage geplant sein. — Die „Nordd. Allg. Ztg.“ erklärt auf das Besondere, daß die in Nr. 278 der „Frankfurter Zeitung“ ausgesprochene Anschauung, der zufolge die „Za-bali-Adriker“ aus-nach der Vergebungsfrage nicht vom Reichsbesitz der Naturerwerber der Fabrikate, sondern vom Naturerwerber zugleich der Fabrikat

Kurhaus zu Wiesbaden.

Samstag, 28. October, Nachmittags 4 Uhr:

515. Abonnements-Concert

des Städtischen Kur-Orchesters, unter Leitung des Concertmeisters Herrn Franz Nowak.

Programm:

- 1. Kaiserjäger-Marsch Eilenberg. Suppé.
2. Overture zu 'Die Irrfahrt um's Glück' Waldteufel.
3. Fantasie über das Volkslied 'In einem kühlen Grunde' Voigt.
4. Valse militaire Haydn.
5. Overture zu 'Tell' Rossini.
6. Serenade Haydn.
7. Traumbilder, Fantasie Lumbye.
8. Fackeltanz in B-dur Meyerbeer.

Abends 8 Uhr:

516. Abonnements-Concert

des Städtischen Kur-Orchesters, unter Leitung des Concertmeisters Herrn Franz Nowak.

Programm:

- 1. Overture zu 'Norma' Bellini.
2. Ständchen Frz. Schubert.
3. Rosen aus dem Süden, Walzer Joh. Strauss.
4. Historiette Ravina.
5. Prolog zu 'Pagliacci' Leoncavallo.
6. Wiegenlied A. v. Glæss.
7. Fantasie aus 'Aida' Verdi.
8. Kadetten-Marsch Métra.

Jagdwesten,

grosse Auswahl — gute Qualitäten, billige Preise. 18906

L. Schwencck, Mühlgasse 9.



Heute Samstag, Abends von 6-9 Uhr: Fleisch-Auction

in der Fleischhalle des Herrn Regier-Rathes J. Ulrich.

11. Friedrichstraße 11.

Zum Angebot kommt:

Ochsen-, Kalb- und Hammelfleisch, la Qualität, welches einem geübten Publikum tagsüber zur gefl. Ansicht ausgestellt ist; außerdem findet täglich Freihandverkauf zu ermäßigten Preisen statt.

Wilh. Klotz, Auctionator und Lageror.

Bureau: Adolphstraße 3. 385

Großer Fleischabschlag.

1. Qual. Rindfleisch 16 Pf. Frankenstraße 2.



Capotten, ausgesuchte, hochelegante Neuheiten in Wolle und Chenille, nur neueste moderne Farben, für Damen à M. 1.-, 1.25, 1.70, 3.- etc. für Mädchen à M. -75, 1.-, 1.20, 1.25 etc. Kopf-Shawls hochelegant, für Theater u. Concert.

Carl Claes, 3. Bahnhofstr. 3. 18229

Zu Allerheiligen!

Kranze, Kreuze und sämtliche Frauen-Decorationen zu billigen Preisen in großer Auswahl. Versandt nach auswärt. Sendungen von 10 Mk. an freie Verpackung.

H. Ruberg, Blumenhalle, neben der Saupfost.

Getragene Winterüberzieher, Damen-Jaquets, Regen- und Wintermäntel u. dergl. in schönster Auswahl sind billig abzugeben.

J. Fuhr, Goldgasse 15.

Junger tüchtiger Kaufmann sucht Comptoirstellen. Gefl. Off. u. P. N. 245 an den Tagbl.-Beri.

Einen guten Regenschirm für 3 Mark. Caspar Führer's Riesenbazar, Kirchgasse 34. Geschäfts-Auflösung.



Wegen künftiger Uebernahme eines andernartigen Uhren-Geschäftes wird der ganze Lagerbestand meines hiesigen Geschäftes zu jedem annehmbaren Preise verkauft.

Das Lager weist besonders eine namhafte Anzahl Uhren aller Art auf, als: Federzug- u. Gewichts-Regulateure, Wand- u. Küchenuhren, Audion-Uhren, Bäder-, Dorflich-, Salon- u. Speisezimmer-Uhren, feiner Haus-Uhren und prachtvolle Regulateure mit Musikwerken.

Alle Stücke sind gut abgezogen und auf das Genaueste regulirt. Dieselben werden, um Wegzug zu erleichtern, zu besonders billigen Preisen abgegeben.

Ferner enthält das Lager eine große Auswahl Taschenuhren mit nur prima Werken. Gold- und Silberwaaren sind in reichlicher Auswahl vorhanden, als: Ringe, Medaillons, Armbänder, Ohrringe, Broschennadeln, Brochen u. s. w. Große Auswahl in Trauringen.

Uhrketten in allen Metallen.

Geschäftsbüro

Theod. Beckmann, Uhrmacher, 6. Langgasse 6.

NB. Eine Versteigerung findet nicht statt, da die Waaren, um so viel als möglich zu verkaufen, so billig abgegeben werden, wie man dieselben auf einer Versteigerung wohl kaum erhalten kann. Verkaufspreise sind an jedem Stück deutlich ausgezeichnet. 21459

1000 Herren- u. Knaben-Anzüge, Pelerinenmäntel, Hosen, Hosen u. Westen in den neuesten Stoffen und bester Waare. Auf Credit bei bequemsten Zahlungsbedingungen und billigsten Preisen. 21459 S. Halpert, Neugasse 7a, I. Etage.

Cognac advertisement for Goupil, Leoni Fils & Co. Filiale Deutschland, Leoni & Co. Wiesbaden. Includes 'COGNAC M. 3 1/2 - M. 30 pr. Flasche' and 'Specialität: COGNAC-MEDICINAL'.

Atelier für künstliche Zähne, Plombiren etc. W. Hunger-Kimbel, Kirchgasse 13, vis-à-vis der Kellereischänke. 19541

Dr. med. Loh, Spezialist für Nervenleiden, Schwächerzustände, beginnende rheumatische und lastische Lähmungen, Prosop. gratis. 21458

Dental-Office von A. Förster, Langgasse 44, I. Etage. Sprechstunden für Zahnleiden: 9-1 und 2-5 Uhr (auch Sonntags). 21332

Malklasse des Herrn Leo Günther, unter Landschaft und Stilleben in Oel und in Aquarell auch das Landschaftzeichnen, Zeichnen nach Gyps und nach dem Kopfstudium, sowie Perspective gelehrt. 21311

Nach meinen langjährigen gemeinschaftlichen Concertreisen mit Professor August Wilhelmj habe ich mich in Wiesbaden niedergelassen und ertheile 20610 Privatunterricht im Clavierspiel. Anfragen zw. 2 u. 3 Uhr Oranienstr. 22, 1. Rudolph Niemann, Claviervirtuose.

Shuhmacher, guten Arbeiter, sucht 21299 Wilh. Münster, Wellenstr. 16.

Verloren am 27. eine lange goldene Brosche (Grie in Gold gefasst). Abzugeben gegen zehn Mark Belohnung. 21292

Eodes-Anzeige. Freunden, Verwandten und Bekannten die traurige Mitteilung, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, unsere inniggeliebte Tochter, Johanna Gek, im 18. Lebensjahre zu sich zu rufen. Die Beerdigung findet Sonntag, Morgens 10 Uhr, vom Leichenhause aus statt. Um stille Theilnahme bitten Ludwig Gek und Frau.

Eugen Meyer, pract. Zahnarzt, Friedrichstrasse 47 (Ecke der Schwalbacherstrasse). Sprechstunden 9-5. 15762

Künstliche Zähne schon von 3 Mk. an. Jean Berthold, Langgasse 40, 2 St. (früher bei Herrn Krause). 20880

1. Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 506. Abend-Ausgabe.

Sonntag, den 28. October.

41. Jahrgang. 1893.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Fest auf Haderslevhus.

Novelle von Theodor Storm.

Erst als die Dienerin ihr zur Beschau den Metallspiegel vorhielt, fuhr sie wie aus Träumen auf: „Das sei Gott geflagt, der mich zur Witwe machte!“ rief sie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gekriegt!“ Dann mit rascher Hand den Gürtel lösend, schlenderte sie ihn von sich und zerschneidete das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis fast zum unteren Saume: „Bring' mir mein braunes Wollenscheid, das mag genügen!“ Und die erschrockene Dienerin schritt schweigend aus der Kammer, um den Befehl der strengen Herrin zu erfüllen.

Des Todten Sippe, da solches Sand ward, sah die Wittib drob mit schelen Augen an; Claus Lembek aber hatte zu sich selber gesprochen: „Das ist das Weib für Nolf Lembek; die wird den klüggen Vogel halten!“ Er sah wohl, daß erst jetzt die Lebensfülle dieses Weibes sich völlig auszuwickeln begann; die blauen Gluthaugen ließ sie froh umherstrahlen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den stolzen Nacken; doch so Viele ihrer nach begehrten, sie sah noch Keinen, dem sie sich jetzt ergeben möchte.

Da, an einem Frühlingmorgen, trat Nolf Lembek mit seinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher bestimmt, und lange mit freigem Herzschlag, war sie auf und abgeschritten; doch als die jugendlichen Gestalten sich jetzt gegenübertraten, schloß nach der feierlichen Verweigung Beiden das Wort der Anrede; wie erschrocken über ihre Schönheit schauten sie sich an.

Claus Lembek lächelte in seinen Bart: „Mein Sohn Nolf Lembek, edle Frau!“ sagte er, „dem, wie ich sehe, der Anblick Eurer Schöne schier den Mund verschlossen hat.“

Sie antwortete tief auf: „Ihr sörgen, Herr Marzshall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl schönere gesehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Nolf Lembek rief: „Verzeihet, viel schöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und beider Blicke sanken ineinander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile schler vergessen dastand. Dann aber sprach er: „Ich seh' schon Euren Willen; nur des Schreibers Kunstwerk ist noch von Nothen!“

Frau Wulffhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tische stand.

„Was wollt Ihr, Fraue?“ fragte der Ritter.

„Gibt den Schreiber rufen,“ sprach sie lächelnd, „denn einen Vater möcht' ich, wie Ihr seht, Ritter!“

„Danke, holde Frau!“ rief der Alte. „Nun, Nolf, willst Du dieses Weib aus Deines Vaters Hand?“

Nolf hatte schon die schöne Frauenhand an seinen Mund gezogen und sein begehrendes „Ja“ gesprochen, als Claus Lembek ein beschriebenes Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber,“ sagte er, „bezüglich nicht; ich gehe nicht ohne Rührung auf so zweifelhafte Feld! Was Euch an Gütern eigen ist, Frau Wulffhild, weih ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus sehen! Nun lebet, ob ich euch Euren Sinn geschrieben habe!“

Sie rollte das Blatt auf und sah hinein; gelesen hat sie nichts davon; es war auch nicht von Nothen; denn Claus Lembek suchte in berlei Dingen Nemanben zu hintergeben. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und schrieb in großen Zügen unter das Schriftstück: „Wulffhild v. Schauenburg, Hans Pogowitsch's Wittib.“

Und als zu zweit auch Nolf mit städtiger Hand den Entwurf der Eheakte unterzeichnet hatte, da war der Vertrag gethan, und Claus Lembek sagte wohlgefällig:

„Mögen gnädiger Notarius und der Priester nun das Letzte thun!“

Frau Wulffhild stand mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Nitters; als aber igt die Männer sich verabschieden wollten, neigte sie sich zu dem jungen und sagte leise: „Den Ruh nun, den Verlobungskuß, Nolf Lembek?“ Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff sie heftig seine beiden Hände und sich aufrichtend, fast mit ihm zu gleicher Höhe, sah sie mit ihren blauen Gluthaugen in die seinen: „Ihr war't im Reich, Nolf Lembek!“ rief sie, und wie aus heißer Leidenschaft klang es heraus: „Der Frauendienst soll dort noch umgeh'n; ich aber will den Gemahl allein! Verlaßt die Lippen, die ein ander Weib berühren!“

Nolf Lembek war schier erschrocken; doch als er sie in ihrer wilden Schöne vor sich sah, da riß er sie an sich und küßte sie inbrünstig und tief: „Das mag uns Leben gehen, Wulffhild!“

Der Alte aber sprach in sich selber: „Das Weib ist wohlgefest.“

Die Männer hatten sich verabschiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; sie stand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte sie nicht lassen, die Thür zu öffnen, als wolle sie die Spuren des ihr eigen gewordenen schönen Mannes noch auf den Dielen suchen. Als sie sich umdachte, sah sie auf einem Schmel, hart an der Thür, den Schreiber Gaspard sitzen; seine braune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Noth zusammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, so daß sie mit Schwanz und Angel ihm im Nacken hing; er lag mit gekreuzten Beinen und sah mit schief herabgesehenem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit seiner spitzen Schnabelspitze aufspüren. Es war ein seltsamer Gesell mit einem scharfen alltäglichen Gesicht; er mischte sich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lieb- und Spruchweisheit; das Gefinde aber nannte ihn „Gaspard den Raben,“ und der Rabe galt viel bei seiner Herrschaft.

„Du bist es?“ sprach die schöne Frau. „Was hast Du hier Geschäfte?“

„Keine, Herrin; ich dachte sie bei Euch zu finden,“ entgegnete er, ohne aufzusehen.

„Sie waren beschafft,“ sagte sie; „es gab nichts mehr für Dich.“

„Ich weiß, ich weiß!“ Dann sang er mit seiner scharfen Stimme leise vor sich hin:

„Der gülden Hahn mit seinen —
— Darum ist er der Hahn —
— Er geht mit lieben Hühnern,
Mit Schornen und mit Dienern —
— Das kann er gar nicht lan!“

„Loh nur den Narren, Gaspard!“ rief die Herrin. „Was treibst Du hier?“

„Das Kaufchen ist ein undankbar Geschält!“ sagte er. „— Und hast es doch gerieben?“

„Für Euch nur, edle Herrin!“

„— Warum siehst Du vor Dich auf die Dielen?“ fragte sie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!“ sprach er. „Ich sah dort guten Rath; aber ich seh' igt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzusehen.“

Sie lachte: „Hab' Dank; ich habe ihn selber schon gefunden! Das aber ziemt Dir nicht, daß Du die Schauenburgerin den Häusern bejähst; dank es meinem Glück, daß ich Dir die Strafe schenke!“

Gaspard zog Nase und Mund herunter, als müsse er eine neue Weisheit niederschreiben; dann sprang er mit

rascher Bewegung in die Höhe, um seiner Herrin das Gewand zu küßen.

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Claus Lembek nach der Insel zu seinem Burgbau; der Baumeister hatte ihn gerufen, denn zwischen den Werkleuten, da die dortigen Männer meist auf Seefahrt waren, befand sich viel fremdes und weißes Volk, so daß des mächtigen Bauherrn eigene Berion von Nöthen war; auch stand das Werk so weit gediehen, als dieser den Plan genehmigt hatte. Die jungen Ehepaare aber zogen in der Fröhe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Rosse nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schlosse Dornig. Sie sahen nicht in weichen Rissen; nebeneinander, aber jeder auf eigenem Rosse — Frau Wulffhild auf ihrem lichten Schimmel, auf seinem schwarzen Hengste Nolf — waren sie an der Spitze des Juges geritten; doch oftmals drängten die Thiere sich zusammen; dann warf das Weib sich mit der Brust zu ihm hinüber, daß Nolf nur kaum den Hengst bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war schon Nachmittag, als sie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als sie oben durch den ersten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Jagbrücke fuhren, die über den tiefen Jünger herabgelassen worden, sah Frau Wulffhild unter sich hinab auf das Heer von solchen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im selben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Gehel herauf. „Was ist das?“ fragte die junge Ehegemaß.

„Da drunten, Wulffhild? Das sind meines Vaters liebste Hunde; er läßt sie Nacht in Graben laufen, sobald die Bräute ausgezogen ist. Wir wollen sie tödten lassen; denn es sind grimmige Wölfe, und statt der Spitzspähle ein Würggärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ sprach sie finned. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weisen Vater, Nolf!“

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenthurm blies igt der Wächter immer mächtiger, und drunten auf der weit offenen Thorfahrt drang Geheiß und Waffenschall; da spürten sie ihre Rosse und sprenkten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die schon gränende, gewaltige Linde, standen Burgleute und Gefinde und begrüßten sie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembek, unserm Herrn! Heil seiner schönen Fraue, Weib!“ Sie zügelten ihre Rosse, und Wulffhilds Auge lag wie herrschend über die dicke Schaar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Trümmen bloß, in dessen steinernem Lieberban der Eimer hing. „So, Wasser!“ rief sie. „Wer reicht mir zum Willkommen einen Trunk dort aus der Leise?“

Da stürzten Männer und Weiber an den Trümmen, und sie hätten den Eimer abgerissen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr rasch in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glockensale aus dem Schlossthor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenstrahlen hindurchblühten; dann trank sie und rief: „Das Wasser ist gut hier auf der Burghöhe; aber, ihr Leute, Frau Wulffhild wird auch sorgen, daß es an Weib und Fleisch nicht fehlt!“

Da erhob sich neuer Jubel, und dazwischen scholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Nolf Lembek aber küßte zu seinem Weibe: „Du wirst gefährlich, Wulffhild; Du willst Alles, mich und meine Leute!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus der Geschichte von Schierstein

bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

(Eigener Aufsatz für das Wiesbadener Tagblatt.)

Von H. Schäfer.

V.

Zum Abgange des Ueberflusses waren damals die Straußwirthschaften noch allgemein üblich. Als besuchtere Schildwirthschaften werden uns das gemeine Gasthaus „Zum Hock“ und die Wirthschaft mit Bierbrauerei „Zur Krone“ genannt. Die Krone, Ende des 17. Jahrhunderts im Besitze der Familie Wallradenstein, ging durch Vererbung der Wittwe des Johann Andreas Wallradenstein, Marie Elisabeth v. Ripp, in den Besitz des Oberschultheißen Ludwig Strupler und 1725 an die Kinder seiner Stiefsohne, einer verheiratheten Dieb, über. Ein von Carl Wallradenstein herabkommendes Haus „Zum grünen Baum“, ganz in der Nähe der „Krone“ an der Küstergasse gelegen, hatte Strupler zur Befestigung der Konkurrenz für 465 fl. auch an sich gebracht. Auch die Wirthschaft „Zum Adler“ ist eine alte, hat jetzt dastehende Hans wurde nach der Thürüberschrift im Jahre 1737 erbaut.

Neben jener „Küstergasse“ und der „gemeinen Strauß“ (Gauptstraße) werden Oberg, Nieder-, Zwerg- (Düers), Reitenborn-, Kirchs- und Mauerstraße wiederholt erwähnt.

Diese Straßen wurden 1746 von 122 Häusern, bewohnt von 134 Familien, gebildet. Auch eine Mühle besand sich namentlich unter den Häusern, sie war einem Christian Weber 1714 zu bauen verstatet worden gegen Abgabe von 4 Malter Korn jährlich als Wasserzins. 1728 kaufte Philipp Seppel die Mühle, die auch bis zur Neuzeit in

den Händen seiner Nachkommen blieb. Jetzt ist sie Eigenthum der Familie Schönlain geworden. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts war Schierstein zur Spittelmühle, dann zur Stein- und Neumühle gelangt. Unter den Landwirthen besanden sich 1746 nur 41 Bespante, 50 waren Heppenhauer, der Rest Tagelöhner, Schiffer, Handwerker und Juden (10). Den Handwerkerstand im Speziellen repräsentirten 3 Schmiede, 2 Zimmerleute, 2 Schreiner, 2 Küfer, 3 Schneider, 1 Schuhmacher, 2 Leineweber, 2 Metzger, 2 Bäcker. Ein Krämer versorgte den ganzen Ort mit Haushaltungsbearbeitungen; er hatte seinen Laden im unteren Theile des Rathhauses, den er für 25 fl. und 1/2 Ries Schreibpapier gemietet hatte, aufgeschlagen. 1774 richtete ein Schreiner dort seine Werkstatt ein. 1794 mietete der kaiserliche Weib-Unteroffizier Heing für 10 fl. den unteren Theil des Rathhauses. Kleinliche kleine Mietgen wurden auch aus Oberg- und Unterthorbau, wo außerdem die Hirten untergebracht waren, gezogen! 1775 war die Unterpfote für 6 fl. an Martin Gängler, 1796 die Oberpfote für 4 fl. an Margarethe Wanger verpachtet. Oberg- und Unterpfote wurden im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, gelegentlich des Chausseebaus nach dem Weingang, abgetrohen. Die Ortswaune nach der Landseite hin war bereits verfallen. Eine weitere Einnahme bezogen Gemeinde und einzelne Einwohner vom Jacobsmarkt, der namentlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Westermülder Vieh sehr stark betrieben wurde.

Die Ortswaune ruhte in den Händen des aus einem Oberschultheißen, einem Unterpfote, 7 Schöffen und einem Gerichtsschreiber zusammengesetzten Ortsgerichts, der Vorsteher und Geschwornen. Das Gerichtsprotokoll von 1725 führt als Mitglieder des Gerichts namentlich an: Ludwig Strupler, Oberschultheiß, Christophel Wepland,

Biceschultheiß, Heinrich Otto Hans Georg Nicolai, Wilhelm Schäffer, Johannes Stritter, Joh. Adam Bender und Joh. Wilh. Diener, Gerichtsschreiber, Joh. Georg Otto, Gerichtsschreiber. Daneben verzeichnet das Protokoll die Gerichts-Gebühren in Folgendem: „Geldlich, wann der Oberschultheiß durch Jemandes Begehren ein Gerichtsgebot machen läßt, ist dem Gericht erschienen 2 fl. — Item wann ein Augenschein soll genommen werden 1/2 Viertel Weib oder an Geld 16 Albus.

— Item von einem Ausgange beschleichen. — Item wann eine Obligation mit dem Gerichts-Insel untersegt wird, 2 fl. — Item wird aber auch dieselbe benehst dem Siegel von Oberschultheiß und Gericht eigenhändig unterschrieben, dem Mann 1 Maas Weib, oder an Geld zusammen 1 fl. 2 Albus. — Item wann das Gericht auf dem Rathhaus der Herrschaft oder der Gemeinde einen Tag dienet, ist die Gebühr 1 fl. 15 Albus. — Item von einem Stein zu setzen 2 Albus.

Das Oberschultheißen-Amt wurde, bis es hier ganz einging, zeitweilig von Mosbach aus mitversehen. Als Ortschultheißen fungirten nach jenem Wepland bis zum Beginn dieses Jahrhunderts: Valentin Lehr, Valentin Nicolai, Erasmus Stritter, Christoph Georg, Conab Heinrich Jenmann, Anton Wepland, Georg Nicolai, Ludwig Wilhelm Dieb, Jacob Lehr, Heinrich Lantz, Adam Schäffer.

Jährlich am dritten Christtag wurden die Gemeindegüter neu bezeugt. Für 1728 beispielsweise wurden neu gemählt: 1 Bürgermeister oder Gemeinberechner, 2 Vorsteher, 2 Geschworne, 4 Schöffen, 1 Kirchweiser, 2 Metzger, 1 Bäcker und Geldscheider, 9 Feuerlöcher nebst 1 Obermeister und 1 Untermeister. Auch 2 neue Hirten waren kurz vorher eingesehlt worden, deren Lohn für das Hüten eines Schweines 1 1/2 Stumpf Korn, 1/2 Maß Brod und 1 1/2 Albus an Geld, einer Kuh wie dort, jedoch nur 1 Albus an Geld, betrug.

Zustand und Fortschritte der Deutschen Lebensversicherungs-Anstalten im Jahre 1892.

NB. Die Versicherungs-Bedingungen, die zur übersichtlichen Zusammenfassung aller in Betracht kommenden Verhältnisse unersetzlich sind, aber in den „Statistiquen“ leider fehlen, müssten mit aus den Druckformen der einzelnen Gesellschaften ersatzlos.

Table with 14 columns: 1. Name der Gesellschaften, 2. Gründungsjahr, 3. Versicherungszustand am Ende des Jahres 1892, 4. Abgang der Versicherten, 5. Eintrittsbeiträge, 6. Reiner Überschuss, 7. Reiner Überschuss, 8. Reiner Überschuss, 9. Reiner Überschuss, 10. Dividende, 11. Dividende, 12. Jahresprämie, 13. Einzahlungen, 14. Versicherungsbedingungen.

